

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **4 (1926-1927)**

Heft 6

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

IV. JAHRGANG, Heft 6

Oktober 1926

Preis dieser Einzelnummer Fr. 1.—. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Barth, iur., Riedtlistraße 85, Zürich.
Walter Scholl, iur., Kilchberg.

VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

AN ALLE FREUNDE UND GÖNNER DER AKADEMISCHEN JUGEND!

Zum Besten des Schweizerhauses der Cité Universitaire in Paris unternimmt die Studentenschaft der beiden Hochschulen Zürichs zu Beginn des neuen Semesters eine Aktion größeren Stiles. Georg Büchners Lustspiel „Leonce und Lena“ mit der Musik des Züricher Komponisten Hans Jelmoli wird an mehreren Abenden im Schauspielhaus Zürich, sowie in einer Reihe anderer Schweizerstädte zur Aufführung gelangen. Studierende der Universität und der E. T. H. vereinigen sich im gemeinsamen Bestreben, das Wohl ihrer Kameraden im Auslande zu fördern. Die Unterzeichneten bitten alle Freunde und Gönner der akademischen Jugend, das Unternehmen nach Möglichkeit durch zahlreichen Besuch der Vorstellungen zu unterstützen.

Prof. Dr. Louis Gauchat, Rektor der Universität, Prof. Dr. Andreae-Hofer, Rektor der E. T. H., Prof. Dr. A. Bachmann, Prof. Dr. W. Bleuler, Prof. Dr. B. Bloch, Prof. Dr. E. Boßhardt, Prof. Dr. Cloetta, Prof. Dr. M. Daiber, Prof. Dr. E. Ermatinger, Prof. Dr. R. Faesi, Prof. Dr. B. Fehr, Prof. Dr. F. Fleiner, Prof. Dr. O. Flückiger, Prof. Dr. R. Fueter, Prof. Dr. E. Gagliardi, Prof. Dr. M. Großmann, Prof. Dr. H. Gugler, Prof. Dr. E. Hafter, Prof. Dr. V. Henri, Prof. Dr. K. Hescheler, Prof. Dr. P. Karrer, Prof. Dr. W. Köhler, Prof. Dr. Meyer-Peter, Prof. Dr. K. Moser, Prof. Dr. H. Nabholz, Prof. Dr. R. Nager, Prof. Dr. M. Rikli, Prof. Dr. M. Saitzew, Prof. Dr. H. Schinz, Prof. Dr. W. Silberschmidt, Prof. Dr. Th. Spoerri, Prof. Dr. Stodola, Prof. Dr. J. Strohl, Prof. Dr. A. Vogt, Prof. Dr. H. Zangger, Prof. Dr. J. Zemp.

LEONCE UND LENAS URAUFFÜHRUNG.

Ein Brief von Max Halbe.

Vorbemerkung. Die Herausgeber der vorliegenden Nummer des „Zürcher Studenten“ hatten Max Halbe, den bekannten Münchner Dichter, gebeten, einen Bericht über die im Jahre 1895 von ihm in München veranstaltete Aufführung von Büchners Lustspiel beizusteuern. Die uns vom Dichter übersandte Antwort sei hier in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben:

„Ihr freundliches Schreiben vom 12. Oktober habe ich mit bestem Dank erhalten, kann es aber infolge Arbeitsüberlastung erst heute und auch nur in aller Kürze beantworten, indem ich Ihnen nur ein paar nackte Daten und Tatsachen mitteile.

Die Aufführung von „Leonce und Lena“ von Georg Büchner fand am 31. Mai 1895 hier in München auf meine Anregung hin statt. Es war dies die Uraufführung des Werkes überhaupt. Gespielt wurde in einem damals noch außerhalb der Stadt gelegenen alten Park, dessen Hecken die Kulissen abgaben. Die davon im Halbkreis umschlossene Wiese war die Bühne. Die Zuschauer, etwa vierzig bis fünfzig an der Zahl, nur geladene Gäste aus der damaligen Münchner Gesellschaft, gruppieren sich zwanglos davor. Die Vorstellung begann etwa um 8 Uhr abends und mußte dann wegen der hereinbrechenden Dämmerung unterbrochen werden, bis Lampions aus der Stadt herbeigeholt waren, was von Eduard Fuchs, dem heute bekannten Herausgeber sittengeschichtlicher Werke, zu Rad erfolgreich ausgeführt wurde. Wir hätten sonst die Vorstellung schließen müssen. Unter den Mitwirkenden waren fast alle Namen unserer damaligen jungen Münchener Schriftstellergeneration. Ich spielte den Prinzen Leonce, da ich damals mit dreißig Jahren noch ganz schlank war. Ernst von Wolzogen spielte den König Peter und führte auch die Regie, womit wir uns aber nicht allzu sehr aufgehalten haben. Franz Held, der lange Verstorbene, im Wahnsinn geendete, ein Vorläufer des heutigen Expressionismus, mir viele Jahre als nächster Freund nahestehend, spielte den Valerio.

Oskar Panizza, der gerade im Begriff stand, eine ihm wegen Gotteslästerung zudiktierte Gefängnisstrafe abzusitzen, spielte den Hofmeister. Es gab zu jedem Szenenwechsel sogenannte Heroldsverse, die ich mit Franz Held zusammen verfaßt hatte. Georg Schaumberg, der Münchner Dichter, sprach sie im Heroldskostüm. Sonst waren noch in kleinen Rollen beschäftigt Wilhelm Hegeler, der schon genannte Eduard Fuchs, der Schriftsteller Hans Olden, heute in Wiesbaden lebend, mein alter Freund Ludwig Scharf, der Lyriker des Proletentums, Ludwig Landshoff, der heute im musikalischen Leben Münchens eine bedeutende Rolle spielt, Wilhelm Rosenthal, der sich in seiner Rolle als Präsident des Staatsrates offenbar auf seine heutige Position als Präsident der „Münchner Lichtspielkunst“ vorbereiten wollte. Schließlich enthält der Zettel noch den Namen von Otto Erich Hartleben, der einfach „Volk“ spielte.

Wir waren alle sehr fröhlich, und hinter den Kulissen wie auch bei den vorhergehenden Proben ging es ziemlich verliebt zu, was offenbar auf die Anwesenheit der mitwirkenden Damen zurückzuführen war. Als alles zu Ende war, sind wir nach dem nahen Schwabing zurückgezogen und haben in der Petuelschen Brauerei auf dem im Garten liegenden Musikpodium bis Mitternacht getanzt. Ein ferne grollendes Gewitter spielte den Brummbaß dazu.

So, das wäre der Verlauf der Uraufführung von „Leonce und Lena“! Aber das Wort „Uraufführung“ kannte man damals noch nicht. Deshalb bin ich aber nicht weniger stolz, die Veranlassung dazu gegeben zu haben.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener

Max Halbe.“

UNSERE RUNDFRAGE.

Vorbemerkung der Redaktion.

Anläßlich der Herausgabe des 6. Heftes des „Zürcher Studenten“ haben wir eine Rundfrage an eine Anzahl von prominenten

ten literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten Zürichs über ihre Stellungnahme zu „Leonce und Lena“ oder zu dem Werke Georg Büchners im allgemeinen gerichtet. Wir eröffnen den Reigen der uns freundlichst übersandten Zuschriften mit einem Beitrag der Seniorin der Zürcher literarischen Welt, Nanny von Escher.

Wilhelm Hausenstein hat recht, wenn er in der Einleitung zu Büchners Gesammelten Werken sagt, dieser Dichter, der vor bald 90 Jahren starb, sei für uns immer noch eine neue, eine unbekannte Erscheinung. Wie sehr wir neu und unbekannt mit überraschend und modern identifizieren können, beweist eine kleine Zufälligkeit.

Das September-Heft des „Schweizer-Spiegel“ brachte eine Darstellung schweizerischen Vagantenlebens, worin u. a. die Worte stehen: „Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt.“

Was in „Leonce und Lena“ nur Parodie war, ist inzwischen Wirklichkeit geworden, und die Rede des rüpelhaften Valerio: „Jeder, der sich rühmt, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu essen, wird für verrückt erklärt,“ klingt prophetisch in unsere Zeit hinein.

Nanny von Escher.

Man bedenkt, wenn man von Georg Büchner spricht, oft zu wenig, daß er der Bruder von Ludwig Büchner gewesen ist, dem Verfasser von „Kraft und Stoff“, jenem ersten und erfolgreichsten Katechismus des naturwissenschaftlichen Materialismus des 19. Jahrhunderts. Gewiß, die breite und seichte Beredsamkeit Ludwigs erscheint bei Georg zu explosivem Witze komprimiert, aber das Gasgemenge ist im wesentlichen das gleiche.

Von hier aus betrachtet, erscheint der frühe Tod des Dichters in einem fast versöhnenden Lichte

Emil Ermatinger.

Daß zugunsten der Cité Universitaire Zürcher Studenten das Werk eines Doktoranden und Privatdozenten der Zürcher Universität darstellen, geschieht glücklicherweise nicht aus unangebrachtem Respekt vor seiner Habilitationsschrift über das Nerven-

system der Fische! Sondern weil „Leonce und Lena“ eines der (leider nicht zahlreichen) deutschen Lustspiele ist, die wegen der Allianz von literarischem Wert und theatralischer Wirksamkeit dargestellt zu werden verdienen.

Ein Lustspiel im vollen Sinne des Wortes: ganz und gar auf das Lustige und Spielerische eingestellt.

Mögen Shakespeare und die Romantik zu Gevatter gestanden haben, dies Kind lebt doch durch seine eigene Verve, tanzt, lacht und purzelt, wenn nicht immer nach eigener Façon, so doch aus eigenem Vergnügen. Worauf es letztlich bei einem Lustspiel ankommen dürfte! Eine Seifenblase! Ein Märchen! „Und sie wurden hundert Jahre alt und lebten vergnügt bis an ihr Ende“, so heißt es in den Märchen von den Königskindern, die sich bekommen.

„Leonce und Lena“ stehen bereits im neunzigsten, und ihre Vergnügtheit — die geplante Aufführung möge es beweisen — kann noch ansteckend wirken.

Es ist, als hätte sich in diesem Gebilde der Laune Büchner von dem unerbittlichen Ernst, dem Pessimismus und der Wirklichkeitsschwere seiner übrigen Werke erholen wollen.

Der Natur auf den Leib zu rücken, das war seine Leidenschaft und seine Sendung; seine naturwissenschaftlichen Studien sind nur eine Metamorphose der stärksten Kraft, die in seiner Dichtung lebt. Die einseitig naturalistische Darstellung ist allerdings Büchners zugleich deutlichste Begrenzung; vielleicht hätte er auch diese noch gesprengt, wenn die Flamme seines Genies nicht zu früh erloschen wäre. Denn ein Genie mag man den nennen, der mit 24 Jahren einen „Danton“, einen „Lenz“, einen „Woyzek“ der Nachwelt hinterließ.

Robert Faesi.

Alle Kunst ist Befreiung des Künstlers, Befreiung von einem übermächtigen Eindruck, oder von Eindrucksfülle; ihr liegt also stets, mag er auch im Unterbewußtsein wurzeln, ein Willensakt des Künstlers zugrunde; ein Gestalten des als wichtig Empfundnen, eine oft stillschweigende, oft gefühlsbetonte Ablehnung vieler Erscheinungen; Gerichtstag halten, nennt es Ibsen.

Und wie ein Gerichtstag dazu da ist, Licht in eine Angelegenheit und deren rechtlichen Charakter zu bringen, soll auch vom Kunstwerk ein Lichteindruck ausgehen: je erfolgreicher der Befreiungskampf eines Künstlers endete, um so stärker muß der Lichteindruck sein, der von seinem Kunstwerke ausgeht; die geistige Kraft verwandelt sich in geistiges Licht. Dieses nun kann, dem physikalischen Lichte ähnlich, in ungezählte Farbtöne spielen, bis ins Schwarze hinein; man denke an Baudelaires riesenhafte „fleurs du mal“, aus denen, wie in der Hölle Miltons, schwarzglutende Flammen aufsteigen.

Nach dem Grade der Anteilnahme nun, mit dem wir Hörer oder Leser ein Kunstwerk für uns neu erleben, neu erschaffen können, wird sich unser eigener Lichteindruck gestalten; auch uns verwandelt sich geistige Kraft in Licht.

Die Leuchtkraft eines Kunstwerkes darf aber nie seinen einzigen Wertmesser abgeben; ist doch der Befreiungsakt eines Künstlers ein verschiedener, je nachdem er sich mehr inneren Aufgaben zuneigt oder als Kind und Opfer der eigenen Zeit empfindet, wie beispielsweise Büchner. Denn da der Einzelne im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufbau — anders als es der größte Spötter von sich selber weiß — kein Herz sieht, bekommt auch das geistige Licht, das ein Gerichtstag über Zeitbedingtheiten und -zustände herausschlägt, leicht einen harten Glanz; es besitzt dafür aber auch, da sich die Zeiten rascher ändern als das Innere des Menschen, eine um so größere Bewegungskraft. Auch diese ist wesentlich; es ist ein anderes, ob einer gemächlichen Schrittes seine behäbige Stallaterne ins Dunkel hinaushält oder der Zukunft, bis er niederbricht, durch die Nacht mit steilgerekter Fackel entgegenjagt.

Büchner nun war ein kühner Fackelläufer; darum ehren wir ihn. Sein „Leonce und Lena“ aber müssen wir lieben; denn hier läßt Büchner schöne Augenblicke lang seine Fackel in ruhigem Glanze leuchten.

Max Geilinger.

Büchner und unsere Studenten!

Wenn in jeden der Spielenden ein Funken seines Geistes hinübersprüht,

in jedem Zuschauer eine warme Empfindung aufströmt vor dieser Einheit eines unvergeßlichen Toten und dieser jungen Lebenden, in deren Händen und Herzen ein Teil unseres Schicksals ruht

Warum ein Wenn?

Es wird geschehen!

Warum sollen wir an unserer Jugend zweifeln?

An der Macht Büchners ist nicht zu zweifeln.

Felix Moeschlin.

Die romantische Unabhängigkeitserklärung — von der Romantik.

Freiheit im Genuß des Lebens jenseits aller Wertehierarchie.

Für nihilistische Anbeter des reinen Rhythmus. —

Die Statue der Libertas klassisch nackt, aber mit wohlgepflegter Biedermeierlöckchenfrisur.

Fast noch Rokokoemanzipation, aber flockiger, nicht so glasklar und glaskalt; seelenüberschwenglich mit dem Mollton Jean Paulscher Erhabenheit.

Unter hundert Masken doch — Kampfwille des Schützen: Ziel.

Hinter zärtlich verliebter Schwärmerei — Candideluft des erwachenden Gewissens.

Max Pulver.

Georg Büchner ist der unterirdische Strom, der seit einem Jahrhundert das deutsche Drama mit Feuer gespeist und vor dem Erlöschen bewahrt hat.

Richard Rosenheim.

Büchner ist ein Hesse wie Hutten. Wie dieser ein Sturm-
vogel, seine Zeit hinter sich lassend! Im Fluge zu schnell, zu
hoch, zu weit! Deshalb, seelisch genommen, ein Einsamer, trotz
Geselligkeit; geistig genommen, ein Heimatloser mit höchster
Heimatsliebe. Beide sind früh Verbraachte, früh Gebrochene,
tragisch Unvollendete. Das Leben beider: ein künstlerisches
Fragment! Das Werk beider: genialisches Leben! Beide: schnell
entbrannt und entflammend! Kerzen, an beiden Enden brennend.
Leidenschaftliche, ungebündelt im Affekt, hingerissen, unbedenk-

lich. Musikalische Seelen, klingende Geister und geistige Klängen. Beide besitzen Seele und Ader, Zartheit und Derbheit. Beide sind voll Witz, Laune, Spott, Hohn, Satire und Sarkasmus. Beide besitzen Adel und Schärfe, Hutten der Schärfere, Büchner der Geschliffenere. Hutten vorwiegend Naturkraft, Büchner Kulturkraft! Beide gelegentlich sans gêne. Die Ähnlichkeiten dieser beiden Hessen tendieren nach merklichen Unterschieden; doch ihre Unterschiede sind nur Differenzierungen ihrer starken Gemeinsamkeiten. Keine Genies, aber beide genialische Menschen

Über dem Werke Büchners waltet das Vorbild Shakespeares, hervorragend in „Dantons Tod“, unverkennbar in „Leonce und Lena“. Auf dem Rückzug aus seiner politischen Betätigung gestaltet er den Ernst der Wirklichkeit im humoristischen Abscheine eines Lustspiels. Der revolutionäre Republikaner flüchtet sich aus dem erlebten und historischen Realismus in eine unwirkliche Märchenwelt. Angeekelt von dem „gräßlichen Fatalismus der Geschichte“, in der „der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel ist“, hat er einsehen gelernt, daß man über die Narrenherrlichkeit des Königtums leichter im Humor sich hinwegschwingt, als gegen das „eherne Gesetz“ durchzudringen. „Leonce und Lena“, ein anmutiges Maskenspiel, voll innerer Musik, Lebenssehnsucht und Romantik, nimmt, wie der „Woyzek“, den Naturalismus voraus, das Spiel mit „Serenissimus“ und die Verulkung des Gottesgnadentums voraus, Charaktere und Szenenbilder, die, schüchtern im „Weihnachtsmärchen“, höhnisch und beißend in den Kabaretts der 80er- und 90erJahre mit dazu beitragen, den Royalismus wegzukitzeln; Vorbilder z. B. für seinen König und seine Umgebung haben wir in den letzten Jahren auch praktisch erlebt, „als Hoheit wirklich auf dem besten Wege war, ein wahrhafter Narr zu werden“. Shakespearisierend in diesem Werke ist die romantische Fahrt Leonces, die Gestalt des „Valerio“, die Verzerrung und unerschöpfliche Modulation des Gedankens, der Witz und auch das billige Witzwort in seinen vielfältigen Varianten, das „Spässige um jeden Preis“ bis zur Forciertheit und die eingestreuten entzückenden Lyrismen. Als Leonce Lena geküßt und aus einer schlaraffigen Fürsten-Langeweile darob zum Leben erwachte, schaut er dem eigenen Leben

so tief in die Seele, daß er nicht weiter es zu tragen vermag. Und er spricht, ehe er sich in den Fluß stürzen will, ganz Büchner: „Zu viel! Zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb! Mehr ist unmöglich. Wie frisch atmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos mir entgegen! Die Erde ist eine Schale von dunklem Gold: wie schäumt das Licht in ihr und flutet über ihren Rand, und hell auf perlen daraus die Sterne! Dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köstlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher!“

Carl Friedrich Wiegand.

Apologie des Regisseurs

bei Anlaß einer Inszenierung von „Leonce und Lena“.

Man pflegt von bildenden Künstlern und Dichtern zu sagen — und schließen wir auch die Musiker mit ein, es kann auch bildlich wahr sein —, daß sie ständig einen spitzen Bleistift und ein leeres Heft bei sich trügen, worin sie in den Arabesken ihrer persönlichen Sprache das festhalten, wozu sie entweder die Welt des Reellen oder der Phantasie inspiriert.

So ist das „Note-Book“ von Samuel Buttler, so sind die Skizzen von Lionardo, Goya, Daumier, Constantin Guys und von vielen andern, so sind — um in den Illusionsbereich der Bühne überzuleiten — Friedrich Kayßlers „Schauspielernotizen“ entstanden.

Wenn nun der „schöpferische“ Künstler seine Arbeit aus dem Doppelquell von Natur und Persönlichkeit nährt, so ist beim Schauspieler die eine Größe ersetzt, es bleibt Persönlichkeit und Werk. Er muß hören können, immerzu hören, immer tiefer hinein in die darzustellende Dichtung, in die einzelnen Satzrhythmen, in die Klangfarbe der Wörter und deren Tönung im eigenen Innern suchen; hin und her muß er tasten und hören, bis eine bestmögliche Verschmelzung zustande kommt, bis seine Seele das Gedichtete so durchdrungen hat, daß sie dessen Gehalt in einer Metamorphose wiederzugeben vermag. Und dies nicht nur in der Abgeschlossenheit und Ruhe eines stillen Zimmers, nein, auch im Gefecht der Proben, auf knarrigen Brettern, vor so und so viel neugierigen Augen. Wo aber bleiben dem Mimen dann

die Hilfsmittel, wo sein Bleistift, sein Heft, hat er sie nie besitzen, sie verloren? Entglitten sind sie ihm nur, in die Hände des Regisseurs, der nun das Buch hält Der Schauspieler aber hegt ein instinktives Mißtrauen gegen ihn, und dies mit vollem Recht; denn ihm ist er ein Übel, ein Eindringling in sein Wesen, seine Seelenverfassung. Er verlangt Selbstverleugnung, Hingabe an das Werk, wenn man nicht in der Stimmung ist, die Panzer der Reserviertheit zu durchbrechen, und hat man sich endlich mühevoll zur leichten Lockerung emporgearbeitet, so unterbricht er brutal das Entstehende. Rücksichtslos mehrt er die Konflikte; denn er mischt sich in alles und jedes ein, in Gebärde, Gang, Sprache, sogar in Empfinden und Auffassen und dies ohne die leiseste Andeutung, daß auch er sich irren könnte. Aber dann — ist ja jedwelcher Verdacht berechtigt.

Sehen wir zu, daß dieses silhouettenhafte Bild so rasch als möglich ins Relief gehoben werde. Es ist schön, sich von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß das Theater aus dem Kult entstanden ist; es ist gut, sich von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß das Theater aus der Brust des Menschen entsprungen ist. Spontan hat sich in ihm das Bedürfnis nach Wandlung und Maske geregt. Einst transfigurierte sich ein Mensch in alle Gegenspieler. Er war Dichter und Truppe zugleich, und die Erde, die er betrat, wandelte er in Bühne um. Das Epos — sein Drama. Später einmal ist die Idee der Arbeitsteilung aufgetaucht; die Helfershelfer wuchsen aus dem Boden. Dies war auch die eigentliche Geburtsstunde des Regisseurs. Und seither behauptet er, daß er notwendig sei Er ist ein „Diener zweier Herren“; er dient dem Werk und hilft den Darstellern, beides zur Herausarbeitung ihrer reinsten Synthese: der Darstellung. Und da er zur höheren Einheit des Gesamten zu binden versucht, muß er der Einzelleistung Gesetze diktieren.

Der Regisseur, als ein Sammler und Vereiniger, muß fortwährend drei Sphären im Auge behalten; dort die gedichtete Welt, hier sein Gewissen und in der Mitte: den Schauspieler. Dieser, sein Geist, Fleisch und Blut, in sich eine geschlossene Einheit, ist ein Materialfragment der heranreifenden Aufführung. Er ist die neue Sphäre, mit der es zu rechnen gilt. Man wird hier sogleich antworten: aber jeder Künstler hat doch das Ma-

terial zu erforschen, das er formt, das er, den Gehalt einer Vision auszudrücken, umgießt. Gewiß, aber jedes ist irgendwie begrenzt, ähnlich einem passiven Element, von dem es gilt, seine Qualitäten und ihre Verwendbarkeit zu kennen.

Ein Beispiel: Der Redner, dessen Instrument die Stimme (abstrahieren wir von allen visuellen Wirkungsmöglichkeiten), ist auf drei Differenzierungen angewiesen: Stärke, Höhe und Geschwindigkeit. Dazu kommt die Pause. Von diesen vier Ausdrucksmitteln sollte seine Rede leben; aus ihnen schöpft er die Modulationen seines Stimmtones und, spricht die Seele mit, unendliche Variationen.

Dies die Stimme als Instrument, und nun wiederum der Mensch auf der Bühne. Er muß wie der Redner die Stimme beherrschen; die Geste kommt hinzu. Wäre der Mensch nun gleich einer Marionette, so könnte man bei ihm mit gutem Recht vom Regiestandpunkt aus die Terminologie des Instrumentes beibehalten. Aber der Mensch ist im besten Falle ein Überinstrument. Jedermann wird zugeben, daß in ihm ein eigenmächtiges Material auftritt, das seinen individuellen Willen spielen läßt, das aktiviert ist, auf jede Anregung positiv oder negativ reagiert. Der Mensch als Überinstrument basiert seine Leistung auf der Zweiheit: Dichtung — eigene Persönlichkeit. Der Spielleiter aber drängt sich als dritter in den Bund. Daraus resultieren notgedrungen Kompromisse; denn wo zwei Menschen zur Gestaltung ein und derselben Aufführung aufeinander losgelassen sind, gibt es nichts anderes. Aber, wenn der Schauspieler schon mit seinem Gewissen dabei ist, warum dasjenige des Regisseurs nicht ausschalten?

„Leonce und Lena“ wird geprobt; erster Akt, zweite Szene. König Peter wankt über die Bühne, glänzend-offene Augen, gespreizte Finger, tappende Bewegungen, selbstherrlich-herausfordernd, herrisch und lächerlich. Noch immer berauscht spricht er die Stelle: „Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein anderer, das ängstigt mich.“ Ist diese Rolle einzig auf Beschränktheit angelegt und deren Folge: Größenwahn durch Geburt und Stellung, so trifft kein Satz eine wertvollere Faser im Zuschauer. Man fühlt sich höchstens in der Lage des kleinen Kindes, das in Andersens

Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ ausruft: „Aber er hat ja gar nichts an!“ Man ist erstaunt, und keine andere Empfindung vermag den Vorgang zu begleiten. Ein wahrer Widerhall, etwas aus Verwandtschaft Magnetisches kann sich nur einstellen, wenn von den ersten Worten an, die der König spricht, auch das in Schrecken aufgerissene Auge durchblickt, die fragende Bewegung, die rührende Hilflosigkeit eines erwachsenen Kindes, ein Staunen über die Rätsel der Existenz, daß man da ist und so da ist, und dermaßen von Systemen und Kategorien beengt wird. Ein ähnliches Schillern der Gestalt hervorarbeiten, das ist Sache der Proben. Spannungen, die nirgendwo ihre Worte finden, müssen eingefangen und für die Vorstellung bewahrt werden, und sei es über die Erstarrung. Aber wie oft leider ist ein in gemeinsamer Arbeit gefundener Ausdruck einmalig, und kehrt durch keine Beschwörungsformel wieder.

Nun ist König Peter eine verhältnismäßig isolierte Rolle im Stück; dringen wir zu den Titelfiguren vor, wo der Zusammenhang bindender ist. Ein Blick auf die Mondschein- und Sternenszene, die den römischen Prinzen deutscher Nation dem Tode und dem Leben wiedergibt, und man erkennt, daß nur der größte Einklang seines Zusammenspiels mit Lena dieser Begegnung genügen und sie tragen kann. Ein Wort auf der einen Seite, eine schlafwandlerisch-unbewußte Wirkung auf der andern, so gesetzmäßig wie die Bewegung eines Pendels. Den beiden Darstellern diese Harmonie suchen zu helfen, das ist Sache des Nicht-Mitspielenden.

Und über die Grenzen des einzelnen Zusammenspiels hinaus: Die Kürze gewisser Szenen dieses Stückes gemahnt an das Tempo Shakespeares, an seine Technik, die durch eine Bühne gegeben war, auf der ein Ortswechsel dieselben Illusionen hervorrief, die man im modernen Guckkasten mit Vorhangfall, Kulissenschieben, Pause, kurz: mit einem Aus-der-Atmosphäre-herausfallen zu begleiten gezwungen ist. Wie nun die Spannung halten, wenn ein Riesenvorhang sich öffnet und schließt vor und nach einer Szene, die in einem Ausatmen (zweiter Akt, dritte Szene) gesprochen werden kann, wie dem Zuschauer die Zeit rauben, in der er aus der aufgetanen Welt der Dichtung zurückzutauchen vermöchte in ein reales Dasein, wo ein distanzierendes, leiden-

schaftsloses Beurteilen gilt und alle Gesetze der Raum- und Körperwelt und der Zeit, welche die Uhr registriert? Wie läßt es sich verhüten, daß die Alltagstradition eindringe in das Theater, wieviele Riegel müssen die Türen hinter dem eingetretenen Zuschauer verschließen, auf daß seine Zeit still stehe vor neuen Gesetzen, die nur dem Wunder untertan sind. Dem Wunder nur? — Wer das aussprechen, einfangen könnte!

Eigentlich hatte ich die Absicht zu sagen, daß jede Inszenierung nichts anderes bedeutet als eine Jagd nach dem Wunder, und daß es die Sache des Regisseurs ist, so viele Riegel, als immer er finden kann, zuzustoßen. Aber da erinnerte ich mich wieder der Gegenwart und dachte an ein geschriebenes Stück aus der deutschen Romantik und an einen Versuch zur Gestaltung desselben, und die Feder fiel mir aus der Hand

Lieber Georg Büchner, wenn wir weit vom Ziele landeten, verzeih! wenn wir grausam waren gegen Dich, verzeih! wenn wir Dich falsch gedeutet haben, verzeih! — denn uns bleibt ja nur noch das Eine übrig, den Prolog des Sommernachtstraumes als Epilog zu sprechen:

„Wenn wir mißfallen tun — so ist's mit gutem Willen,
Der Vorsatz bleibt doch gut, wenn wir ihn nicht erfüllen.“

Georgette Boner.

Zur Aufführung der Studentenschaft.

Die Aufführung eines Theaterstückes bedeutet entweder das Bekenntnis zur Persönlichkeit des Dichters, zum Geiste, aus dem seine Schöpfung hervorging, oder sie ist ein Zeichen der Achtung vor einer Könnerschaft, der man sich beugt, auch wenn man selber dem Werke als solchem fernsteht. Wenn nun die heutige Zeit auf die Dramen Georg Büchners zurückgreift, wenn fast jede größere deutschsprachliche Bühne den „Danton“ und „Woyzek“ in ihrem ständigen Repertoire führt, ja wenn es, wie gerade in diesen Tagen, vorkommt, daß ein bisher fast unbeachtetes Lustspiel wie „Leonce und Lena“ in drei benachbarten Schweizerstädten gleichzeitig zur Aufführung gelangt, so ist dies das Bekenntnis einer Epoche zu einem Geiste, der ihr zutiefst etwas zu sagen hat. Daß ein Dichter, der große Ereignisse und menschliches Leid in so packender Lebendigkeit gestaltet,

wie Büchner es tat, Menschen, die durch die Schrecknisse eines Krieges und die Erschütterungen einer Revolution hindurchgingen, nahesteht, mag nicht weiter verwundern; der eigentliche Grund aber, weswegen wir Heutigen auf ihn zurückgekommen sind, ist wohl der, daß wir in dem Werke dieses jungen Menschen, der 24jährig in Zürich starb, ein Erleben spüren, nach dessen künstlerischem Ausdruck unsere Zeit ringt. Neben den modernen Dichtungen, die vorwiegend Sehnsuchtsgebilde sind, erscheinen Büchners Schöpfungen als Sinnbild und Zeugnis eines Ideals, das der heutige Mensch sucht, und es ist vor allem die Jugend, die, selber noch überschäumend und ungehemmt durch Zeit und Erfahrungen, den Atem des unzerstörbaren Lebens unter allem frühreifen Pessimismus des Dichters herausspürt.

Fragen wir uns einmal: Was ist es, das den jungen Menschen unserer Zeit mit Georg Büchner verbindet? Mit ihm, der in „Dantons Tod“ das gewaltige, von heißem Leben durchflutete Revolutionsdrama schuf, der Lenzens unglückliches Dichterschicksal menschlich erschütternd gestaltete, im „Woyzek“ das äußere und innere Elend des kleinen Mannes zu ergreifender Darstellung brachte und in „Leonce und Lena“ die Pforte zur beglückenden Märchenwelt der Romantik auftat. Wenn die Aufführung dieses Lustspiels durch die Zürcher Studenten ein Bekenntnis ist, so ist sie es nicht zu dem Revolutionär, dessen Ideen für uns wenig neues und bedeutendes mehr haben, nicht zu dem Pessimisten, der gleich seinem Danton und Leonce an innerem Lebensüberdruß krankt, sondern zu dem jungen Menschen, dessen Wesen bis in die letzte Faser hinein erfüllt war von einer fast übermenschlichen Intensität, die ihn das Dasein erfassen ließ, wie wohl kaum jemand es erlebt hat. Der Revolutionär als solcher mag uns im Grunde wenig sagen, denn Büchners Aufrührertum ist aus seiner Zeit heraus geboren; es bedeutet lediglich die Auswirkung desselben übermächtigen Lebenstriebes, aus dem heraus seine Dichtungen, seine wissenschaftlichen Untersuchungen entstanden sind. Die revolutionäre Haltung ist gewissermaßen nur eine aus Epoche und Umgebung resultierende Emanation seines ewig bewegten, zu schöpferischer Neugestaltung drängenden Geistes. Und wir selber stehen den Ereignissen der Vergangenheit schon zu wenig unmittelbar

gegenüber, als daß wir im allgemeinen zu ihnen eine persönliche, von Kritizismus freie Stellung einnehmen könnten.

Aber wir jungen Menschen befinden uns gleichsam noch auf einer Insel im Meere des Lebens, wir stehen dem Weltgeschehen unserer Zeit gegenüber mit etwas verwunderten Augen und spüren wohl seinen Hauch, aber noch allzu ferne, allzu befangen zwischen zurückliegender Kinderzeit und menschlicher Reife. In uns allen lebt eine dumpfe Gärung, etwas melancholischer Pessimismus, ein wenig Verzweiflung und überschäumende Glücksmöglichkeit und noch ist unser inneres Leben allzu dumpf und verschwommen, zu erdenschwer, zu sehr bloßes Vegetieren. Wir brauchen etwas, das uns einmal aufrüttelt, etwas, das uns zum Bewußtsein der Kraft, die trotz und mit allen Zwiespältigkeiten jedem von uns gegeben ist, erweckt. Wir alle grübeln und klügeln ja viel zu viel und zerbrechen uns die Köpfe über den Sinn des Daseins und derweilen rauscht das Leben an uns vorbei und wir merken es kaum. Aber da ist Georg Büchner, der trotz aller Frühreife dennoch jung war, wie wir voll von Ueberschwang, Sehnsucht und Schelmerei. Und „Leonce und Lena“ ist das Bekenntnis zu seiner Jugend. Dies Spiel ist nichts anderes als der Durchbruch einer inneren Lebensfreudigkeit, die dem Pessimismus und der Melancholie einmal gründlich die Meinung sagt. In der Gestalt seines müden, blasierten Prinzen Leonce geißelt der Dichter sich selbst und seine eigene Weltschmerzlichkeit mit unbarmherziger Härte. Er geht durchaus nicht zartfühlend mit sich selber um und nimmt an manchen Stellen seinen blassen grüblerischen Trübsinn derb in die Kur, indem er ihn scharf ins Grotteske zerzt und von der lächerlichen Seite beleuchtet. Und dennoch liegt in den etwas kraß betonten Gegensätzlichkeiten der Stimmungen nichts Abstoßendes, denn gerade die Mischung von Ernst und Selbstverspottung, das Grausame und Tröstende, Quälende und Beglückende gibt dem Lustspiel den Hauch unzerstörbarer Jugend. Und deshalb lieben wir das Märchen von „Leonce und Lena“, und seine Aufführung bedeutet nichts anderes als unsere Huldigung an den unverwüstlichen Geist allen Lebens, der sich in Georg Büchner auswirkte und der auch uns empfinden läßt, daß „die Welt so alt ist und wir so jung.“

Nadia Jollos.

VON DER CITÉ UNIVERSITAIRE.

Jeder Student weiß es, daß Studierende der Zürcher Hochschulen im Schauspielhaus Büchners Lustspiel „Leonce und Lena“ aufführen und unser Zürcher Komponist Hans Jelmoli dazu die musikalische Begleitung schrieb. Jeder Zürcher Student weiß auch, daß der in Zürich jung verstorbene Dichter beim Rigiblick einen einfachen Denkstein hat. Nicht allen ist hingegen bekannt, daß der Reinerlös der Aufführungen „zugunsten der Cité Universitaire“ verwendet werden soll, und nur wenige sind darüber aufgeklärt, was die Zürcher Studenten, und im weitern alle Studenten der Schweiz, an dieser Cité Universitaire in Paris interessiert.

In Zürich bildete sich im Januar 1925 ein „Schweizerisches Comité zur Gründung eines Schweizerhauses in der Pariser Cité Universitaire“. Diese Benennung allein sagt schon, daß in Paris eine Studentenstadt erbaut werden und in dieser ein Schweizerhaus erstehen soll. Warum gerade in Paris?

In Paris ist das Leben teuer. Die meisten der von auswärts kommenden Studierenden, auch die nicht in der Landesmetropole wohnenden Franzosen, können sich deshalb oft entweder nicht richtig ernähren oder dann kein gesundes Zimmer mieten. Nun ist ja auch das Leben in andern Städten teuer; nur fand sich in diesen nicht ein Mann, der, wie im Jahre 1921 der Großindustrielle Emile Deutsch de la Meurthe in Frankreich, zehn Millionen Franken für den Bau hygienischer Studenten-Wohnhäuser stiftete. Sein entschlossenes Handeln veranlaßte die Stadt Paris, unter dem Einfluß des damaligen Ministers des Erziehungswesens, André Honnorat, einen Teil des Areals der nunmehr abgetragenen Festungsanlagen für hundert Millionen Franken anzukaufen. Den erworbenen Platz stellt sie den sich bewerbenden Nationen zur Errichtung von Studentenheimen unentgeltlich zur Verfügung. Dieses außerordentliche Entgegenkommen veranlaßte in verschiedenen Ländern die Gründung nationaler Komitees, deren Zweck die Sammlung der für den Bau nationaler Studentenheime notwendigen finanziellen Mittel ist. Die Überlassung des Platzes verringert die Kosten bedeutend und ermög-

licht, den Studenten zu verhältnismäßig bescheidenem Preise gesunde Wohnungen zu schaffen.

Die Cité Universitaire soll in einheitlichem flandrischem Stile gebaut werden. Der für sie reservierte Platz liegt im Süden von Paris, in der Nähe des Parc de Montsouris. Frankreich, Kanada und Belgien haben ihre Heime bereits erstellt; Frankreich schaffte für 350 Studenten Wohngelegenheit. Die einzelnen Bauten sind von einander geschieden, so daß Licht und Luft von allen Seiten freien Zutritt haben. Um die Häuser herum werden nach dem Vorbild englischer garden-cities Tennis- und Rasenspielfläche angelegt. Mit der Schweiz bewerben sich auch England, Argentinien, China, Japan, die skandinavischen Länder und Indochina um Bauplätze. Da natürlich zuerst das zum Bebauen geeignetere Terrain vergeben wird, haben wir selbst ein Interesse daran, bald bauen zu können, um vermeidbare Kosten zu ersparen.

Das Schweizerhaus soll 50—80 Studenten aufnehmen können. Die Kosten wurden auf Fr. 1,300,000.— französischer Währung veranschlagt und zu 364,000 Schweizerfranken umgerechnet. Berücksichtigen wir heute die eingetretene Erhöhung der Baupreise, so kann diese Summe, trotz der Valutaänderungen, nicht als zu hoch angesetzt oder jedenfalls nur als Minimalbetrag gelten. Das Komitee glaubt allerdings, daß sich durch Vereinfachungen im Bau erhebliche Einsparungen erzielen lassen; ein Grund, das Projekt aufzugeben, liegt also nicht vor.

Hingegen wird der Einwand erhoben, daß durch die Errichtung des Schweizerhauses den Universitäten der Westschweiz Studenten entzogen würden. Das trifft kaum zu; denn das Schweizerhaus bezweckt nicht, die Zahl der Schweizer Studenten in Paris, die sich durchschnittlich auf etwas über hundert belaufen soll, zu erhöhen, sondern einfach denjenigen die Lage zu erleichtern, die sich auch dann in Paris aufhalten würden, wenn das Schweizerhaus nicht gebaut worden wäre. Die Unterzeichnung des Aufrufes des schweizerischen Komitees durch die Rektoren der Universitäten Genf und Lausanne darf als Beweis dafür gelten, daß diese im Bau des Schweizerhauses keine Gefährdung ihrer Interessen erblicken. Die Herren Bundesräte Dr. Chuard und Dr. Motta unterzeichneten ebenfalls. Daß das Aus-

landstudium, und vornehmlich das fremdsprachige, als die geistige Entwicklung eines jeden fördernd, befürwortet wird, darf wohl vorausgesetzt werden.

Die Sammlung brachte bis jetzt erst einen kleinen Teil der erforderlichen Summe zusammen; doch hat das von Prof. Dr. R. Fueter präsierte schweizerische Komitee und mit ihm die Sektion Zürich, die Prof. U. Seiler untersteht, für diesen Winter eine großzügige Aktion vorgesehen, die, hoffen wir es, den erwarteten Erfolg zeigen wird. Zudem unterstützen die Studentenschaften aller Universitäten der Schweiz die Bestrebungen des Komitees. Die Studentenschaft Bern bestimmte den Reinertrag ihres Sommernachtfestes und die Studentenschaft Zürich denjenigen des Semesterschlußballes für das Schweizerhaus. Die von einem Studenten der Universität Neuchâtel entworfene, in Zürich sich bereits im Verkaufe befindende Postkarte wird auch durch alle übrigen Studentenschaften vertrieben werden. Und Zürich, vergessen wir es nicht, führt nunmehr „Leonce und Lena“ auf, das schon seit Monaten durch nie ruhende Hände vorbereitet wurde. Kostüme wurden entworfen, Kulissen gepinselt, Plakate gezeichnet, Proben abgehalten, und sodann alle die kleinen Dinge besorgt, um der Sache auf die Beine zu helfen. Die am Zustandekommen der Aufführungen mithalfen, bewiesen bereits durch die sorgfältige Vorbereitung, daß sie keine Mühe scheuten, damit mit dem Bewußtsein zu den Aufführungen eingeladen werden kann, daß Bestmögliches geboten wird.

Alle übrigen Kommilitonen werden die hiergegen kleine und angenehme Pflicht gerne erfüllen und durch Werbung im Bekanntenkreise und ihren eigenen Besuch der am 2., 6. und 16. November, je abends, und am 7. November, nachmittags, stattfindenden Vorstellungen den Erfolg sicherstellen. Möge ihre Opferfreudigkeit dazu beitragen, das Schweizerhaus erstehen zu lassen, denn, so heißt es im Aufrufe des schweizerischen Komitees, „ein Verzicht wäre im höchsten Grade bedauerlich, weil die gleiche Gelegenheit nicht wiederkehrt!“

Walter Scholl.

KLEINE BEITRÄGE.

Neue Bücher.

Philologie, Geschichtschreibung und Philosophie sind wie Tore, die uns einlassen zum unermeßlichen Reichtum des Lebens. Diese ausgedehnten Wissensgebiete des Menschen erhalten ihre Daseinsberechtigung allein dadurch, daß sie dem Leben dienen, daß sie uns Nachfahren Vergangenes, von zeitlichen Zufälligkeiten befreit, in seiner überragenden Größe nahebringen. Vermöchten sie das nicht, was könnte uns an sie fesseln?

Und so haben die Forscher allezeit den sehnlichen Wunsch in sich verspürt, von dem erstarrten Niederschlag und Überrest zum wahren Leben vorzudringen und ihm sein Geheimnis abzulauschen; immer wieder versuchten sie mit viel Liebe die wirkenden, oft schwer erkennbaren Kräfte an ihrer Quelle zu fassen, begrifflich zu umschreiben und so dem allgemeinen Bewußtsein zu übergeben, damit dieses ihnen gerecht werde und ihre Entfaltung fördere. Indem sie so tun, dienen sie aber dem Leben!

In diesem Sinne möchte ich die drei Vorträge, die **Karl Voßler** im März 1925 in Bremen gehalten hat und die jetzt unter dem Titel „Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist“ erschienen sind, betrachtet wissen. Der Gegensatz der Nationen ist Ausgangspunkt dieser schön in sich gerundeten Vergleiche. Diese Frage ist brennend zu einer Zeit, wo der übelste Nationalismus eine Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens schafft und den Willen zu aufrichtigem Verstehen zu ersticken droht. Wohl trennen die Nationen tiefgehende, wesentliche Unterschiede, die ein Verständnis erschweren können, es aber niemals unmöglich zu machen brauchen. Den besten Köpfen ist es immer gelungen, eine verhältnismäßig hohe Stufe von Gerechtigkeit zu erreichen.

Der unvergleichliche Taine stößt (in seiner Philosophie de l'Art) auf einen „genre d'imagination semblable“ aller lateinischen Völker. Dieses einheitliche Wesen ist: „le talent et le goût de

l'ordonnance, partant de la régularité, de la forme harmonieuse et correcte, elle est moins flexible et pénétrante que l'imagination germanique, elle s'attache moins au fonds qu'au dehors, elle est plus idolâtrique et moins religieuse, plus pittoresque et moins philosophique, plus limité et plus belle.“ Oder wie Ernst Troeltsch in einem seiner schönsten letzten Aufsätze von 1922 den Unterschied in eine knappe Formel zu drängen sucht: „Eine ewige, Moral und Recht gemeinsam begründende rationale und gottgesetzte Ordnung dort eine immer neue und lebendige, individuelle Verkörperung des historisch-produktiven Geistes hier.“ Auch Voßler kommt zu einem ähnlichen Ergebnis, wenn er von den Germanen, die „unreif und spät in die Weltgeschichte eingedrungen und durch Aneignung und Überwindung von fremden Kulturgütern nur langsam in ihr großgeworden sind“, sagt, daß ihnen „das Werden für wichtiger gilt als das Sein, das Wandern für besser als das Stillsitzen“.

Aber nicht allein das Unterscheidende will Voßler herausheben, ihn drängt es vielmehr doch wieder, das Verbindende und Gemeinsame zur Geltung zu bringen. Denn alle Kultur als menschliches Geisteswerk ist eben doch Ausdruck eines Geistes, der sich da offenbart und in mancherlei Zungen zu reden vermag. Und wie Romanen und Germanen oft gemeinsame Aufgaben hatten — Voßler erinnert an die „Gestaltung eines europäischen Weltreiches“ und die „Bildung einer christlichen Gemeinschaft“, an die Befreiung und Erhöhung des Individuums in Renaissance und Reformation — so harret auch in der Gegenwart eine große Frage ihrer Lösung: die untern Schichten der Völker „zur bewußten, opferbereiten und arbeitswilligen Teilnahme an ihren geistigen Gütern und Aufgaben emporzubilden“. Die Wege dazu sind verschieden, das Ziel ist eines. Nicht Menschheitsduselei will Voßler; jeder ist durch Blut an sein Volk gebunden, aber das Wissen um eine tiefere Einheit möchte die Gegensätze mildern und den Haß dämpfen. **B.**

Studentenschaft.

Vortragsprogramm der Studentenschaft.

Es gehört nicht zu den restlosen Annehmlichkeiten des Daseins, ein Programm von Vorträgen für eine so bunt zusammengesetzte Zuhörerschaft, wie sie die Studenten einer Hochschule darstellen, zu bestimmen. Wertvoll dagegen ist es, den latenten Bedürfnissen ihr Recht zu geben; ob das unbedingt geschehen ist, bleibt fraglich. Denn jede Auswahl — auch die eines demokratisch aufgebauten Kollegiums — ist subjektiv.

Der Leidener Historiker **Huizinga** spricht über Renaissance und Realismus, eine Gastvorlesung — über die Aufgaben der Kulturgeschichte — hat methodologische und prinzipielle Fragen zum Gegenstand. Des Verfassers: „Herbst des Mittelalters“ läßt in seiner Feinheit der Erfassung der Lebenszusammenhänge die Erinnerung an J. Burckhardt aufleuchten. **Nicolai Hartmann** aus Cöln behandelt die Stellung des Menschen in Geschichte und Kosmos. Ausgehend von Husserl und Scheler, schafft Hartmann eine Ethik (bei Walter Gruyter 1926) des strengen Absolutismus und Apriorismus. Auch er ist ein Beweis für die Fruchtbarkeit der „Phänomenologie“ Husserls. **Karl Voßler**, der Münchner Romanist und Sprachphilosoph, widmet seine Vorlesung kulturellen Problemen. Ein Vortrag gilt dem Andenken Heinrich Pestalozzis. **Paul Häberlin** aus Basel unternimmt es, die dauernde Bedeutung des Pädagogen herauszuarbeiten. **Eduard Spranger** — der Berliner Kulturphilosoph und Pädagog — wird, von seiner Typenlehre ausgehend, versuchen, die Uferlosigkeit des Relativismus zu dämmen. **Eugen Bleuler** aus Zürich macht das Problem des Okkultismus zum Gegenstand seiner Erörterung. Man darf sich freuen, daß einmal von wissenschaftlicher und unabhängiger Seite diese heißumstrittene Frage beleuchtet wird. Die Reihe der Vorträge werden aufs würdigste abgeschlossen von dem greisen Historiker des Altertums, **Eduard Meyer**, der die Persönlichkeit und das Werk Alexanders des Großen würdigen wird.

Leonce u. Lena im Schauspielhaus.

Premiere:

Dienstag den 2. November.

Erste Wiederholung:

Samstag den 6. November.

Nachmittagsvorstellung:

Sonntag den 7. November.

Letzte Aufführung:

Dienstag den 16. November.

Wir machen auch auf das von stud. Gauchat künstlerisch entworfene Programmblatt aufmerksam, das von der Zentralstelle, Universität Zimmer 2, und an den Aufführungsabenden bezogen werden kann.

Sprechstunden.

Präsident: Samstag $\frac{1}{2}9$ — $\frac{1}{2}10$ Uhr
Quästor: Samstag 9—10 Uhr
Sekretär: täglich 9—10 Uhr
Für die Arbeitsvermittlung
täglich $\frac{1}{2}9$ — $\frac{1}{2}10$ Uhr
Für das Anschlagwesen
täglich um 10 Uhr

Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS).

Die General-Versammlung des VSS wird Ende November in Genf stattfinden. An ihr werden die Studentenschaften von Basel, Bern, Freiburg, Genf, Lausanne, Neuchâtel, St. Gallen, Zürich ETH und Zürich Universität, sowie die Gogliardica Ticinese vertreten sein.

Mitarbeiter dieser Nummer.

Max Halbe, München.
Nanny von Escher, Albis bei Zürich.
Emil Ermatinger, Professor an der Universität Zürich.
Robert Faesi, Professor an der Universität Zürich.
Max Geilinger, Zürich.
Felix Moeschlin, Uetikon a. See.
Max Pulver, Zürich.
Richard Rosenheim, Direktor des Schauspielhauses Zürich.
Carl Friedrich Wiegand, Professor an der kantonalen Handelsschule Zürich.
Nadia Jollos, phil. I.
Georgette Boner, phil. I.
Walter Scholl, iur.

GANZ & Co., ZÜRICH

Bahnhofstraße 40

Photo-, Kino- und Projektions-Apparate
in großer Auswahl

Entwickeln und Kopieren in 24 Stunden

ZEISS-MIKROSKOPE



AUSTRIA

Oesterr. Tabak-Regie

Die früher so beliebten
Oesterreichischen Cigaretten
in alter Qualität

erhältlich bei

E. H. SCHRÄMLI

bei der Haltestelle Techn. Hochschule

Genfer

Lebensversicherungs-Gesellschaft in Genf



Gegründet 1872

Die absolute Sicherstellung
der Versicherten ist der oberste Grundsatz
der Gesellschaft

Verlangen Sie Auskunft und Prospekte bei der
Generalvertretung

H. J. WEGMANN-JEUCH

im Sitz der Gesellschaft Genfer Haus Bahnhofstraße 42, Zürich

Reitanstalt Seefeld, Zürich 8

Zürichs größte Zivil-Reitbahn

Besitzer: Kav.-Oblt. ROBERT BIGLER

Hufgasse 12, beim Stadttheater

TELEPHON HOTTINGEN 0475 und HOTTINGEN 1047

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren
Erstklassiges Pferdmaterial - Fortwährend Bahn- u. Terrainreitkurse

Studierende 20 %

CHEMISERIE WEGMANN

Strehlgasse 29 - Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE

Herren-Mode-Artikel Hemden nach Maß

FILIALE: CHEMISERIE MODERNE

Rämistr. 7 (beim Bellevue), Zürich

Studierende 5 % Rabatt

Photographisches Atelier

Fr. Schmelhaus - Zürich 7

Pfauen

Telephon Hottingen 8.78

Pfauen

Porträts, Gruppen, Legitimationsbilder

Studierende 10 % Rabatt

Entwickeln, Kopieren, Vergrössern von Amateur-
Aufnahmen zum Minimaltarif



Für den Druck von

Visitkarten

Einladungskarten

Zirkularen

Programmen

Plakaten

Jahresberichten

Statuten

Dissertationen

etc.

empfiehlt sich bestens

Grütli-Buchdruckerei

Tel. Hott. 2317 **Zürich** Kirchgasse 19



Verlangen Sie unverbindl. Offerte



**Besorgung aller
Bankgeschäfte**

Stammkapital und Reserven Fr. 123 Millionen

Schweizerische Volksbank ZÜRICH

mit Comptoirs und Agenturen in den verschiedenen
Stadtkreisen, sowie in

**Altstetten, Dietikon, Küsnacht, Mellen,
Thalwil, Wädenswil**

und 40 weitere Niederlassungen in der ganzen Schweiz

„LASST BLUMEN SPRECHEN“

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit

FEINEN BLUMEN

für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche
Anlässe, Schleifenkränze



Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-
Versicherungsanstalt in Zürich

Einzel-, Reise-, Motorrad- u.
Automobil-Haftpflicht-
Versicherungen.

Zum Abschluß von Verträgen
empfehlen sich

Die Direktion in Zürich,
Bleicherweg 19

und ihre Vertreter.

ELITE HOTEL Alle Zimmer mit fließendem Wasser
RESTAURANT Hopfenperle,

Brauerei Feldschlösschen Rheinfelden, Pilsner Urquell

Orchester Carletti, Künstler-Kapelle

PHOTO-CENTRALE

Wilhelm Pleyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Entwickeln, Kopieren
Vergrößerungen

für anspruchsvolle Amateure
Schnellphotos für Pässe,
Legitimationen etc. etc.

Spezialität:
Das Feinste in Photos
auf Postkarten

METROPOL - FRAUMÜNSTERKELLER

DAS LOKAL DER
ZÜRCHER STUDENTEN



Entwickeln, Kopieren
Vergrößern
aller Amateur-Aufnahmen

Photo- und Projektions-Apparate

erster Marken in gediegener Auswahl
Aufnahme- u. Heim-Kinos
für Amateure.

Zulauf

vorm. Kienast & Co.
Bahnhofstraße 61, Zürich

Tanz-Institut Leonore Gamma

Seidengasse 8

Telephon Selnau 85 89

PRIVAT-
UNTERRICHT
JEDERZEIT



ANFÄNGER-
UND FORT-
BILDUNGS-
KURSE

STUDIERENDE GENIESSEN 20 % ERMÄSSIGUNG

ESPLANADE ZÜRICH

Grand Café - Restaurant - Tearoom - Bar

Werner P. May-Otto

Der ideale Erholungsort für alle Studenten!

Wollen Sie etwas wirklich Gutes und Preiswertes rauchen, so verlangen Sie immer die **dicke, flache** Zigarette

NESTOR

◆ RÉCLAME ◆

Vorzügliche, milde Mischung. Bestes französisches Papier!
5 Rappen das Stück!

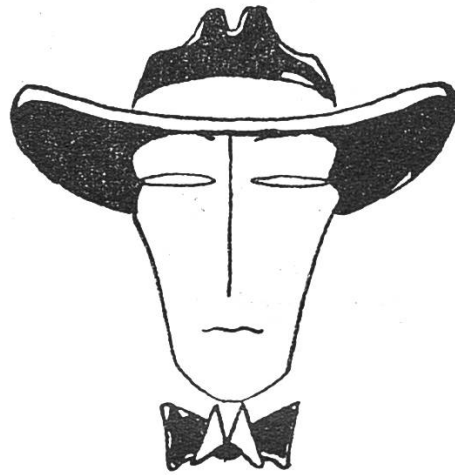


Streich- u. Zupf-Instrumente.

Saiten, Bogen, Etuis, Bestandteile jeder Art kaufen Sie in anerkannt bester Qualität beim Fachmann

J. E. Züst, Zürich

* Theaterstrasse 16 *
 Atelier 1. Rang f. Geigenbau u. Reparatur



Stets Eingang von
 Neuheiten
 in sämtlichen

Herrenmode - Artikeln
FEIN-KALLER

84 Bahnhofstrasse 84

5 % Rabatt



Skisport

Außer der flotten Ski-Ausrüstung (verlangen Sie unsern Katalog) eine wasserdicht imprägnierte **Segeltuch-Windjacke** Fr. 28.50, 35.-, 43.50, mit Hermelschutz Fr. 48.50.

10 %
 Sport-Sektion

Sporthaus Uto
 Bächtold & Gottenkieny
Bahnhofplatz

DAS WERK

Schweizer Monatsschrift für Architektur, Kunstgewerbe, freie Kunst, kostet für die Studierenden der Hochschulen nur Fr. 18 (statt Fr. 24) jährlich.



Sie orientiert in Bild und Wort über die Bewegungen in der jungen Kunst der Schweiz und Europas.



Sie bringt monatliche Referate über die neuesten Kunstbücher.



REDAKTION: Dr. J. Gantner, Privatdozent an der Universität.



Probehefte und Prospekte versenden jederzeit der Verlag Gebr. FRETZ A.-G., ZÜRICH, Mühlebachstraße 54 und jede Buchhandlung.

Buchhandlung und Bücherstube

D^R H. GIRSBERGER u. C^{IE}



Sämtliche Wissenschaften



Kunst und Architektur



Moderne Belletristik



ZÜRICH

KIRCHGASSE 17

Buchhandlung und Bücherstube
D^R H. GIRSBERGER u. C^{IE}

●

Zur Aufführung von Leonce und Lena

Leonce und Lena (Inselbücherei) . . .	Fr. 1.25
Dantons Tod	„ 1.25
Woyzeck	„ 1.25
Gesammelte Werke	„ 7.—

Belletristische Neuerscheinungen

Anderson, Das Ei triumphiert . . .	Fr. 8.15
Galsworthy, Der weiße Affe	„ 8.50
Hamsun, Der wilde Chor	„ 6.25
Klaus Mann, Kindernovelle	„ 4.40
Polgar, Orchester von oben	„ 10.—
Schaffner, Das große Erlebnis . . .	„ 9.40
Scheffler, Zeit und Stunde	„ 8.75
Werfel, Paulus unter den Juden . .	„ 9.75
Zweig, Verwirrung der Gefühle . .	„ 8.75

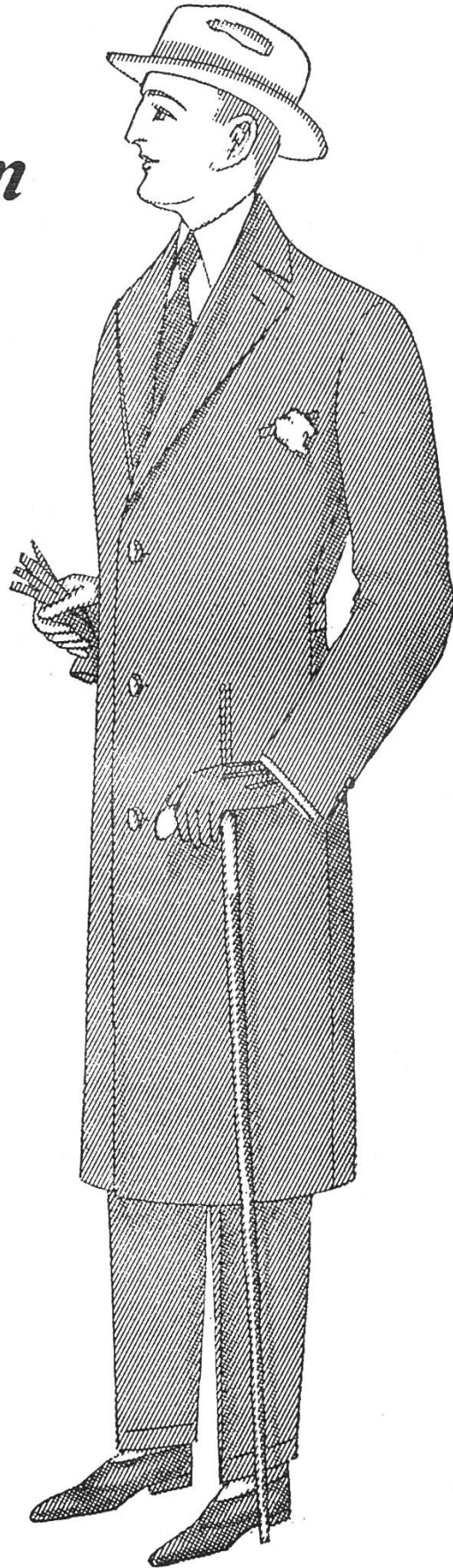
●

ZÜRICH

KIRCHGASSE 17

Bekleidungshaus
L. Ammann

Zürich 1, Sihlstr. 30



DAS BEVORZUGTE
SPEZIALHAUS FÜR
FEINE HERREN- UND
KNABEN-KONFEKTION
FEINSTE QUALITÄTEN
BILLIGSTE PREISE

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.

STUDENTEN treffen sich im

CAFÉ - KONDITOREI

F. Mühlemann z. Haldenbach

Universitätstraße 40

Feines Gebäck - Ausgezeichneter Kaffee und andere Getränke.

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophone u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

Vorzugspreise
für Studierende

Zahlungs-
erleichterung.

HUG & Co

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violinen — Saiten
Größtes Notenlager
Musik-Leihanstalt

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 und Helmhaus

GRAND CAFÉ

ODÉON

Zürich 1, Bellevueplatz

Erstklassiges Familiencafé — Eigene Konditorei

Billardsaal

Künstler-Bar
Konzert 4-6, 8-11

Waterman

die zuverlässige Füllfeder
für den

Studenten

Sie folgt seinem Gedanken-
gang willig und ohne
Unterbrechung



Reguläres Modell

Fr. **25.—**

Größere Sorten
32.50, 37.50, 44.—

Vorrätig als Sicherheitshalter oder Selbstfüller

GEBRÜDER
SCHOLL
POSTSTRASSE 3 ZÜRICH

Privat-Reitanstalt zu St. Jakob

Zürichs erste und älteste Reitschule

Hptm. Jules Dufour

Universitäts-Reitlehrer

Zürich 4, Müllerstr. 18—24

Telephon Selnau 3362

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren.
Gutgerittene Pferde. Tages- und Abendkurse.

Preisermäßigung für Studierende.

Bestempfohlene Pensions-Stallung.